



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-rt.: Ein Vorläufer Winckelmann's.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Vorläufer Winckelmann's.

Als solcher ist neuerdings oft bezeichnet und gepriesen worden der im Jahre 1756 verstorbene Leipziger Professor Christ. Stahr hat ihn in seiner Lessingbiographie so genannt, Burstan in dem Artikel, den er im vierten Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie“ über ihn geschrieben, und auch der Engländer Sime nennt ihn wieder in seinem vom Jahre erschienenen Leben Lessing's „the forerunner of Winckelmann“.

Nach einer tieferen Begründung für dieses Prädikat sucht man an den angeführten Stellen vergebens. Man muß es eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Das Beste und Bedeutendste, was über Christ bisher geschrieben ist, bleiben immer die Abschnitte über ihn in Justi's klassischer Biographie Winckelmann's (Vd. I. S. 374—381) und in Hettner's geistvoller „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (III, 1, S. 305—308). Justi nennt Christ nirgends ausdrücklich den Vorläufer des großen Schöpfers unserer Kunstarchäologie, aber wenn irgendwo, so gewinnt man aus seiner Darstellung den Eindruck, daß er dies ehrenvolle Prädikat wirklich verdiene. Justi scheint aber selbst den Wunsch gehabt zu haben, daß die Bedeutung Christ's gelegentlich einmal noch eingehender gewürdigt werde, als er es in seinem Werke über Winckelmann gethan; in einer Anmerkung wirft er das Sätzchen hin: „Christ verdiente eine Monographie.“ Diesem Wunsche scheint nun eine vor Kurzem erschienene Erstlingschrift eines jungen Gelehrten entgegenkommen zu wollen, die sich das Verdienst erwirbt, zunächst wenigstens von dem äußeren Lebensgange Christ's und seiner schriftstellerischen Wirksamkeit so gründlich und eingehend Rechenschaft zu geben, wie es bisher nirgends geschehen ist.*) Daß Justi diese Schrift als die von ihm gewünschte „Monographie“ anerkennen sollte, wagen wir zwar zu bezweifeln. Der Verfasser ist offenbar ein junger Gelehrter, dem es vorläufig noch an dem Umfange von Kenntnissen, an der Reife des Urtheils, vor allem auch an der Durchbildung des Geschmacks fehlt, die zur Darlegung eines solchen Verhältnisses, wie das von Christ zu Winckelmann, unbedingt nothwendig ist. Er hat sich denn auch vorsichtiger Weise fast in allem, was die Beurtheilung und Charakteristik Christ's betrifft, darauf beschränkt, zu sammeln, was andere, in alter und neuer Zeit, in dieser Beziehung geschrieben haben. Wohl aber darf die Schrift das Verdienst beanspruchen, daß sie mit Fleiß und Umsicht das weitzerstreute, oft recht schwer zugängliche

*) Johann Friedrich Christ. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Edmund Dörffel. Leipzig, [Breitkopf & Härtel], 1878.

biographische und bibliographische Material zu einer Darstellung von dem Leben und Wirken Christ's vollständig zusammengebracht und in ansprechender Form verarbeitet hat, und so darf sie wenigstens als eine dankenswerthe Vorarbeit zu der „Monographie“, die Justi vorgeschwebt haben mag, betrachtet werden.

Johann Friedrich Christ war im April 1700 in Koburg geboren. Sein Vater, Johann Sebastian Christ, war damals Raths- und Konsistorial-assessor bei der fürstlich sächsischen Landesregierung in Koburg; 1710 brachte er es zum Hofrath, 1713 zum Konsistorialrath, und lange Zeit hindurch bekleidete er zugleich das Amt eines Protoscholarchen am Koburger Gymnasium. Johann Friedrich war das dritte von neun Kindern. Er genoß wie seine Geschwister die liebevollste Erziehung, seine geistige Ausbildung aber war mehr vielseitig als gründlich. Er besuchte erst die lateinische Rathsschule, dann das Gymnasium in Koburg — das Casimirianum —, außerdem wurde er durch Privatunterricht vorgebildet, und auch der Vater selbst, ein vielseitig unterrichteter Mann, nahm sich der wissenschaftlichen Ausbildung des Sohnes an. Daneben wurde dem Knaben Gelegenheit zur Aneignung künstlerischer Fertigkeiten gegeben; er lernte zeichnen, malen, radiren und modelliren. Zu all diesem vielfachen Unterricht gesellte sich endlich aber auch eine welt- und hofmännische Erziehung. Als Sohn eines hohen und an dem kleinen Hofe einflußreichen und beliebten Beamten erlangte der junge Christ frühzeitig Zutritt in den Kreisen der aristokratischen Gesellschaft und durfte seines einnehmenden Wesens wegen bald auch am Hofe selbst verkehren. Er erhielt Unterweisung in allen ritterlichen Künsten, im Fechten, Tanzen und Reiten, und auf gelegentlichen größeren oder kleineren Ausflügen, die auf benachbarte adliche Schlösser unternommen wurden, lernte er seine Bildung nach manchen Richtungen hin erweitern und stählte außerdem, da er bei solcher Gelegenheit bisweilen von früh bis Abends zu Pferde zu sitzen hatte, seinen von Hause aus nicht eben kräftigen Körper. Kein Wunder, daß bei solcher Erziehung anfangs weniger ernst wissenschaftliche als vielmehr belletristische Neigungen bei ihm hervortraten, so daß er Schäfergedichte und Komödien schreiben wollte, und es bedurfte eines besonders beschämenden Erlebnisses — es wurde ihm einst bei einem der erwähnten Ausflüge von einigen Gelehrten gehörig auf den Zahn gefühlt und ihm die Schwäche seiner positiven Kenntnisse nachgewiesen, — damit er derartige Liebhabereien an den Nagel hing und sich ernstlich in das Studium des klassischen Alterthums vertiefte.

Mit zwanzig Jahren bezog Christ, nachdem er sich vorher noch ein Jahr privatim speziell für das Universitätsstudium vorbereitet hatte, dem Willen seines Vaters gemäß die Universität Sena, um Jurisprudenz zu studiren. Von dem rohen Pennalismus, der damals unter den Senenser Studenten herrschte,

wird er möglichst bewahrt geblieben sein; er wohnte während seiner ganzen Studienzeit in dem Hause eines Freundes seines Vaters, des theologischen Professors Danz. Nach dreijährigem Studium rief ihn der Vater nach Hause zurück, weil sich Gelegenheit bot, ihm eine Hofmeisterstelle zu verschaffen. Da es aber zwischen Vater und Sohn zu keiner Einigung kam, blieb Christ vorläufig in Koburg und unterstützte den Vater in seinen Amtsgeschäften. Da bot sich ihm die gleiche Gelegenheit zum zweiten Male. Der Meiningische Staatsminister und kaiserliche Reichshofrath, Freiherr von Wolzogen, wandte sich brieflich an Christ's Vater und bat sich den jungen Christ für seinen Sohn, der eben die Universität beziehen sollte, als Informator aus. Diesmal nahm Christ an und ging im Herbst 1723 mit seinem Schutzbefohlenen abermals nach Jena. Wieder bezog er das Danzische Haus und studirte nun in Gemeinschaft mit seinem Zögling noch volle zwei Jahre.

Während dieser zweiten Studienzeit in Jena erwachte in dem jungen Christ, während er sich bisher für keinen Lebensberuf recht hatte entscheiden können, die Neigung zum akademischen Lehramt. Aber obwohl ihn Lehrer und Freunde darin bestärkten, mußten diese Pläne doch für's erste wieder zurückgelegt werden. Der Vater hätte es lieber gesehen, wenn sein Sohn in seine Fußtapfen getreten wäre und die Laufbahn eines juristischen Beamten ergriffen hätte. Als er daher nach Ablauf der zwei Jahre mit dem jungen Baron v. Wolzogen nach Meiningen zurückkehrte, ließ er sich überreden, zu bleiben. Bald darauf ernannte ihn der Meiningische Herzog, Friedrich Wilhelm, zum geheimen Cabinetssekretär, von Tag zu Tag stieg er in der Gunst der Hof- und Beamtenkreise, und sein besonderer Gönner, der Minister v. Wolzogen, ein kunstsinziger Dilettant, ehrte seinen „Philosophen“, wie er Christ zu nennen pflegte, durch den Auftrag, in den Abendversammlungen, die der Hof wöchentlich einmal in seinem Hause abhielt, zur Unterhaltung der Gesellschaft Vorträge, namentlich über „moralische Materien“, zu halten. Christ fand Beifall, zumal bei den Frauen, und während von seinen Zuhörern noch immer die einen ihn als Beamten erhalten wissen wollten, ermunterten ihn die andern, sich zum akademischen Lehrer auszubilden. Da wurde ihm in Frühling 1726 durch Wolzogen das Anerbieten gemacht, auch seine beiden jüngeren Söhne als Hofmeister nach der Universität zu begleiten, und zwar diesmal unter der Vergünstigung, die Universität, die bezogen werden sollte, selbst zu wählen. Seine amtliche Stellung in Meiningen blieb ihm gesichert. Er nahm das Anerbieten an und entschied sich für Halle.

Was ihn dorthin zog, war vor allem der Wunsch, den bedeutenden dort wirkenden Rechtsgelehrten, Thomas, Gundling, Ludwig und Böhmer, näher zu treten. Denn inzwischen hatte er sich doch für die akademische Laufbahn ent-

schieden. Durch Thomas' Vermittlung erhielt er, obwohl er noch nicht die Magisterwürde erlangt hatte, von der philosophischen Fakultät zu Halle die Erlaubniß, privatim Vorlesungen zu halten, und hatte starken Zulauf dabei. Daneben entfaltete er von jetzt an eine reiche schriftstellerische Thätigkeit. Die Anfänge derselben liegen allerdings schon etwas weiter zurück, sie gestaltete sich aber jetzt so fruchtbar und vielseitig, daß Christ's Name bald auch über Halle hinaus einen guten Klang erhielt. Die philosophische Fakultät von Leipzig ernannte ihn im Februar 1728 in absentia zum Magister.

Dauernd in Halle zu bleiben, war aber nicht Christ's Absicht. Als die dreijährige Studentenzeit der Barone v. Wolzogen zu Ende ging, richtete er seine Blicke nach Leipzig, das er schon öfter zu Messenszeiten besucht hatte und wo es ihm auch in Universitätskreisen bereits nicht an einflußreichen Gönnern fehlte. Wieder war es zunächst eine Informatorstellung, die ihm die Uebersiedlung nach Leipzig ermöglichte. Es wurde ihm eine Hofmeisterstelle bei dem Sohne des mächtigen Kanzlers am kursächsischen Hofe, des Grafen v. Büнау, — er war der jüngere Bruder des nachmals berühmt gewordenen Reichshistorikers — angeboten, und da der junge Büнау in Leipzig studiren sollte, so sah er durch Annahme dieser Stelle seinen Wunsch, hinfort in Leipzig zu leben, erfüllt. Kurz vor seinem Weggange von Halle kehrte er nochmals nach Koburg zurück. Sein Vater und seine Stiefmutter, des Vaters zweite Frau, waren im September 1728 beinahe gleichzeitig gestorben. Um die nicht unbedeutende väterliche Hinterlassenschaft zu regeln, verweilte er längere Zeit in Koburg, von dort beriefen ihn Briefe des Kanzlers v. Büнау nach Dresden, und im Mai 1729 wandte er sich mit seinem neuen Schützling nach der Leipziger Universität.

In Leipzig wurde der thätige junge Magister bald heimisch. Soviel es seine Stellung gestattete, war er auch hier eifrig literarisch thätig; bereits im Juni 1729 habilitirte er sich, und im Frühjahr 1731 erhielt er eine außerordentliche besoldete Professur für Geschichte, mit der Aussicht auf baldige Anstellung als ordentlicher Professor, eine auffällig rasche Carriere in einer Stadt wie Leipzig, wo damals, wie der Verfasser unserer Schrift mittheilt, „die Professuren in den gelehrten Familien fast erblich geworden waren“.

Als der junge Büнау vier Jahre in Leipzig studirt hatte, sollte er die übliche Bildungsreise in's Ausland antreten. Er wählte, wie zu erwarten, Christ zu seinem Begleiter, und da dieser unter Beibehaltung seines Gehaltes für die Dauer der Reise beurlaubt wurde, brachen sie im Frühjahr 1733 von Leipzig auf. Sie bereisten zusammen die vornehmsten Höfe und alle größeren Städte Süd- und Westdeutschland's und gingen dann nach den Niederlanden und nach England. In London brachten sie den Rest des Sommers zu und

befuchten von dort aus wiederholt die Universitäten Cambridge und Oxford. Die weiter geplante Reise durch Frankreich und Italien mußte zunächst unterbleiben, da der Tod August's II., des sächsischen Kurfürsten und polnischen Königs, und der nun ausbrechende Erbfolgekrieg die beiden Reisenden auf dem kürzesten Wege nach der Heimat trieb.

Nach kurzer Rast auf dem gräflich Büнау'schen Familiengute Seufelitz, während welcher Christ die Nachricht erhielt, daß er in Leipzig zum „Kollegiaten des kleinen Fürstenkollegs“ erwählt worden sei, nahmen sie im Winter 1733 über Prag und Wien die Reise wieder auf. Im Frühjahr gingen sie durch Steiermark und Krain nach Italien. Venedig, Padua, Florenz, Verona wurden besucht. Rom zu sehen war ihnen nicht vergönnt, da auch jetzt wieder der Krieg hindernd in den Weg trat. Ueber Tirol und Baiern reisten sie zurück und langten, nachdem sie noch in München, Augsburg und Regensburg längere Zeit verweilt, Ende des Jahres 1734 wieder in Sachsen an.

Die Reise war für Christ von großer Bedeutung. Ueberall hatte er eifrig Bibliotheken und Sammlungen besucht, geschichtliche, kunst- und literarhistorische Studien verfolgt, Anknüpfungspunkte zu hervorragenden Gelehrten gesucht und über alles ein sorgfältiges, lateinisch geschriebenes Tagebuch geführt. Namentlich aber hatte er auf dieser Reise den Grund gelegt zu seinen reichen Sammlungen an Büchern, Handschriften, Münzen, Gemmen, Vasen und sonstigen Antiquitäten und vor allem zu der kostbaren Kupferstichsammlung, die später sein Stolz und seine Freude war, und die das beträchtliche, vom Vater ererbte Vermögen ihm jederzeit nach Lust und Laune zu vermehren erlaubte.

Im Mai 1735 nahm Christ seine akademische Lehrthätigkeit wieder auf und führte sie von nun an ununterbrochen bis zu seinem Tode fort. Da er oft genug Proben abgelegt hatte, daß er im Lateinischen wie im Deutschen ein gewandter Versifer war, so wurde ihm im März 1739 zu seiner außerordentlichen Professur der Geschichte noch die ordentliche „Professur der Poesie“ übertragen. Berufungen von auswärts, die später an ihn ergingen, lehnte er ab.

Ueber die Vorlesungen, die Christ an der Leipziger Universität gehalten, sind wir wenigstens vom Jahre 1739 an vollständig unterrichtet. In öffentlichen Vorlesungen erklärte er anfangs Plautinische Stücke, später die ars poetica und ausgewählte Oden des Horaz, dann Ovid's Fasten und Metamorphosen, endlich die Argonautika des Valerius Flaccus, daneben anfangs einige Kaiserbiographien des Sueton, später Parteen aus den Annalen des Tacitus. Außerdem hielt er private Vorlesungen, in denen er encyclopädisch über Literatur und Antiquitäten las.

Wiederholt bekleidete Christ hohe Universitätsämter, viermal allein führte

er das Rektorat der Universität Leipzig. Die lateinische Societät in Jena ernannte ihn zum Ehrenmitgliede.

Im Jahre 1752 begann er zu kränkeln, Reime zu der Krankheit, die ihn nach wenigen Jahren hinrafften, soll er sich durch eine Erkältung auf seinem Museum zugezogen haben, wo er mitunter zu lange und zu anstrengend studirte. Im Winter von 1755 auf 1756 verschlimmerte sich sein Zustand, und schließlich soll der Schrecken, der ihn befiel, als Ende August 1756, während er zum vierten Male das Rektorat bekleidete, die Preußen in Leipzig einrückten, den kranken Mann zum Tode erschüttert haben. Er starb am 3. September 1756. Einer seiner hervorragendsten und treuesten Schüler, Wolfgang Reiz, hatte in den letzten anderthalb Jahren seines Lebens eine Nacht um die andre bei ihm gewacht. Die kostbare Bibliothek Christ's, seine zahlreichen Gemälde, Kupferstiche, Gemmen, Pretiosen, und sein gesammter Hausrath wurden, da er unverheirathet starb, im November 1756 für seine Erben versteigert. Seit Gründung der Universität Leipzig war Christ der sechste, im vorigen Jahrhundert der vierte Universitätslehrer, der als Rektor starb und „im Purpur“ bestattet wurde.

Dies im Umriss der äußere Lebensgang Christ's. Außer der Feststellung dieser biographischen Thatfachen beruht das Hauptverdienst der vorliegenden Schrift in dem vollständigen und mit ungewöhnlicher bibliographischer Sorgfalt zusammengestellten Verzeichniß der zahlreichen Christ'schen Schriften. Von dickleibigen Büchern war Christ kein Freund. Abgesehen von seiner „Auslegung der Monogrammata“, einem seiner Zeit viel benutzten Buche, hat er fast nur kleine Schriften verfaßt, mit Vorliebe Miscellen, in denen er die Vielseitigkeit seines Wissens entfalten konnte. Am charakteristischsten in dieser Beziehung sind seine von 1727—1729 in Halle erschienenen „Noctes academicae“ in vier Theilen, eine Sammlung von 32 Observationen des buntesten Inhalts. Da folgen auf einander Aufsätze aus dem römischen Recht, Textverbesserungen zu Bellejus Paterculus, eine Vertheidigung des Cardanus gegen Bayle, Erläuterungen zur Statue der sogen. Venus Lenkopygos, Dissertationen über den Nebellaut bei Quintilian, über die Begriffe honnôte homme und galant homme, eine lateinische und französische Uebersetzung anakreontischer Lieder, Bemerkungen über Paulus Stephanus, eine Verbesserung und Erläuterung eines Kapitels des Gellius, ein kritischer Kommentar zu Pitheu's fränkischen Annalen, Aufsätze über Leben und Schriften Hermann's Grafen zu Neuenar, über die sanna libelli von 1595, daß die Weiber keine Menschen seien, über die Ehrlosigkeit fremder Frauen bei den Alten, über die Namen der römischen Frauen, über die Tonsur bei den Alten, über das Sakrilegium, über den Monat Martius, dazu Erläuterungen der dem Buche beigegebenen Bildnisse des

Macchiavell und des Agrippa von Nettesheim u. s. w. Und dies gelehrte Potpourri steht nicht vereinzelt unter seinen Schriften da.

Hier eine Uebersicht seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu geben, würde ein Ding der Unmöglichkeit sein; sie bewegte sich auf zu verschiedenartigen Gebieten, und bleibendes hat er nirgends geschaffen. Fast ausschließlich schrieb er übrigens lateinisch, selten und ungern deutsch. Er verachtete das Deutsch seiner Zeit als eine heruntergekommene Sprache, die sich von der Vollkommenheit, mit der Luther sie einst gehandhabt, weit entfernt habe. Aber wiewohl er das Uebel richtig erkannte, fühlte er sich doch nicht berufen, zur Heilung desselben beizutragen. Sein Latein ist im hohen Grade elegant geschrieben, aber ähnlich wie noch bei manchen Philologen aus unserer Zeit, die der Schrunke nachhängen ihre Schriften lateinisch zu schreiben, verbrämt mit seltenen Worten oder seltenen Wortbedeutungen. Seine zahlreichen lateinischen Dichtungen, wie er sie namentlich als professor poseos in akademischen Gelegenheitschriften vom Stapel lassen mußte, sollen dagegen zum Theil nicht ohne Empfindung und echt poetische Schönheiten sein. Viele von diesen kleinen Schriften sind übrigens, da Christ sie gewöhnlich nur in sehr geringer Anzahl zur Vertheilung an seine Freunde drucken ließ, große Seltenheiten geworden, einzelne gar, wie ein Lieblingsausdruck unsers Verfassers lautet, „verschollen“.

Für seine Zeit war Christ jedenfalls ein Mann von stupender Universalität des Wissens. In den Autoren des Alterthums, namentlich in den Historikern und Dichtern, war er belesen wie wenige, und wenn er auch, wie seine Zeit überhaupt, sein Studium vor allem auf die lateinische Sprache gerichtet hatte, deren klassische Schriftsteller er sämmtlich genau durchgelesen, viele unter ihnen drei und mehrmal, so verstand er doch auch das Griechische sehr wohl, und selbst das Hebräische war ihm nicht fremd.

Als Dozent konnte sich Christ, was die Vortragsmanier betrifft, nicht von der damals allgemein verbreiteten Unsitte losmachen. Die öffentlichen Vorträge, in denen er lateinische Dichter und Prosaiter erklärte, müssen von unsäglicher Weitschweifigkeit gewesen sein, wenn man bedenkt, daß er zur Erklärung von fünf Komödien des Plautus vier Jahre lang, zur Erklärung der Doidischen Metamorphosen acht Jahre lang jeden Tag eine Stunde brauchte. Er verwendete ungebührlich viel Zeit auf die moralische Belehrung seiner Zuhörer, hing aber auch viel zu sehr an der Interpretation des einzelnen Wortes und brachte, wozu ihn der reiche Schatz seines Gedächtnisses verleitete, eine Menge von Dingen bei der Erklärung mit an, die nur sehr entfernt mit dem Thema zusammenhingen. Kürzer wußte er sich in seinen privaten Vorlesungen zu fassen. Sein literarisches und archäologisches Compendium, das namentlich zur Orientirung für reiche adliche Studirende bestimmt war, die nach Ablauf ihrer

Studienzeit die übliche Bildungsreise antreten sollten, brachte er innerhalb eines Semesters zu Ende, obgleich er dabei den Studenten seine vielseitigen Kunstsammlungen zur Ansicht vorlegte. Das Heft dieser privaten Vorlesung war sehr gesucht, wurde fleißig vervielfältigt und sogar wiederholt ohne seinen Willen, und noch dazu verstümmelt, gedruckt. Sonst war sein Vortrag, wie ein Zeitgenosse berichtet, einfach und frei von aller Effekthascherei. Bald trug er deutsch, bald lateinisch vor, je nachdem das eine oder andere für die zu erklärende Stelle ihm passender schien. Die Anzahl seiner Zuhörer war in der Regel ziemlich groß, wenn auch in späteren Jahren Ernesti ihm Abbruch that.

Die eigentliche Bedeutung Christ's beruht zunächst in seiner geistvolleren Auffassung und Behandlung der Alterthumswissenschaft, sodann aber vor Allem darin, daß er die Grenzen derselben weiter steckte und die antike Kunst als solche zuerst in ihr Gebiet hereinzog. Bis tief in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein stand die philologische Wissenschaft im Allgemeinen noch ziemlich auf demselben Standpunkte, wie am Ende des 17. Jahrhunderts. Der Hauptzweck der philologischen Studien blieb auf das Formelle beschränkt. Lateinisch schreiben und sprechen zu lernen, das war und blieb die Hauptsache, die Erforschung des Sachlichen wurde zwar auch, aber doch nur von dem beschränkten Gesichtspunkte der Polyhistorie aus betrieben. Nur selten und ausnahmsweise gingen bereits Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts Grammatik und Kritik ebensowohl wie die Auslegung der Realien darauf aus, einen tieferen Einblick in das gesammte antike Leben und in die Geschichte der alten Völker zu erschließen, mit einem Worte die Philologie zu dem zu machen, was sie ihrer höchsten Auffassung nach sein kann und soll, zur Geschichte. Die drei ersten Vertreter dieser Auffassung, die in der Geschichte der Alterthumswissenschaft in Deutschland bahnbrechend waren, sind Johann Matthias Gesner, Johann August Ernesti und — Johann Friedrich Christ. Aber der letztere überragt in der Betonung der sachlichen Erkenntniß des Alterthums noch seine beiden Zeitgenossen, vor Allem aber darin, daß er das Studium der Kunst als einen nothwendigen Bestandtheil zur historisch-philologischen Wissenschaft hinzunahm. Christ's dauerndes Verdienst besteht darin, daß er den ersten Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung der antiken Kunst legte. Er hat die alte Kunst zuerst, indem er sie von den übrigen Antiquitäten abtrennte, in den Kreis der Universitätsvorlesungen eingeführt.

Zahrzehnte lang haben die Anregungen, die Christ hierdurch gegeben, nachgewirkt. Den Spuren Christ's begegnet man unablässig in der deutschen Kunstschriststellerei aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts's. Der junge Goethe hörte ihn als Leipziger Student aus Deser's Munde preisen, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt; Heyne bekannte dankbar, daß Christ

ihn in die alte Kunst eingeführt habe, und setzte das Werk, das sein Lehrer in Leipzig begonnen, dann auf seinem Göttinger Universitätskatheder fort; Lessing fand, als er in Leipzig studirte, in Christ geradezu den einzigen Mann, dessen Richtung und Bildung seinen Neigungen entgegenkam, und sprach auch später noch mit großer Verehrung von ihm. In dem 27. seiner „Briefe antiquarischen Inhalts“ tritt er den unwürdigen Angriffen, die Klog sich gegen Christ erlaubt hatte, mit den Worten entgegen: „Ich mag noch von Christen lesen was ich will, ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb sein, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die jetzt so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung *super gemmis* gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine zusammengelesen haben.“

Mit Winckelmann ist Christ nur in geringe äußere Berührung gekommen, auch ein Einfluß von Christ's Schriften auf Winckelmann ist nicht anzunehmen; erst als letzterer im Begriff stand, Deutschland zu verlassen, also ein Jahr vor Christ's Tode, scheinen sie einander näher getreten zu sein. Um so inniger war ihre geistige Gemeinschaft. Christ war der erste Alterthumsforscher der, wie Justi sagt, wie keiner seiner Zeitgenossen die alten Kunstwerke vom philologischen, technischen, aesthetischen und empirischen Standpunkte zu beurtheilen wußte. Freilich hatte dieser Standpunkt eine Schranke, und das ist es, worin der begünstigtere und genialere Nachfolger diesen seinen „Vorläufer“ überragt. Es gelang ihm noch nicht, wie Hettner bemerkt, die künstlerische Form als solche, als das eigenartig künstlerische und damit als den Grund und Kern aller wahrhaft wissenschaftlichen Kunstbetrachtung zu erkennen; von der Ansicht ausgehend, daß die Künste das Andenken vergangener Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen gedient hätten, betrachtete er die Kunstwerke wesentlich als geschichtliche Denkmale und warf sie unterschiedslos mit den allerungleichartigsten Dingen zusammen. „Aber, fügt Hettner hinzu, wer wird über diese durchaus unkünstlerische Auffassung der alten Kunst mit ihm hadern, wenn sogar fast hundert Jahre nach Winckelmann selbst hochberühmte Archäologen unter dem neuerfundenen Namen monumentaler Philologie genau in derselben unwissenschaftlichen Weise alte Kunstgeschichte, Epigraphik und Topographie, d. h. Kunst-, Inschriften- und Ortskunde, als gleichartig und zusammengehörig unter einander vermischen?“

Hoffentlich versucht es der Verfasser unserer Schrift, bei weiterer Vertiefung in den Stoff später auch den schwierigeren Theil seiner Aufgabe noch zu lösen, nämlich an der Hand der archäologischen Schriften Christ's und durch eine sorgfältige Vergleichung derselben einerseits mit der älteren Literatur auf archäologischem und kunstgeschichtlichem Gebiete, z. B. mit des Franciscus

Junius Werke „De pictura veterum“, das bis auf Winckelmann ja so ziemlich als das archäologische Fundamentalwerk galt, und andererseits mit Winckelmann's Schriften die Stellung Christ's innerhalb der geschichtlichen Entwicklung der Alterthumswissenschaft genauer zu präcisiren. Denn das ist es wohl vor Allen, was Justi im Auge hatte, wenn er schrieb: „Christ verdiente eine Monographie.“ —

Noch eine seitab liegende Bemerkung mag hier ausgesprochen sein, die bei der Lectüre der vorliegenden Schrift sich uns aufgedrängt hat. Das Büchlein, dem die vorstehenden Auszüge entlehnt sind, ist eine von der Universität Leipzig approbirte philologische Doktordissertation — „nur eine Doktordissertation“, um die Worte zu zitiren, mit denen einst ein Professor im Kolleg die Erstlingschrift eines jungen Gelehrten erwähnte. Auf einen großen Theil jener Specimina eruditionis, die Jahr aus Jahr ein als „Dissertationen“ in die Welt geschickt werden, paßt der geringschägige Ausdruck allerdings. Seit in der philologischen Wissenschaft die sprachwissenschaftliche Richtung präponderirt, dreht sich ein starker Bruchtheil aller philologischen Dissertationen um jene statistischen Untersuchungen auf dem Gebiete der griechischen und lateinischen Grammatik, der Formenlehre sowohl wie der Syntax, die dem Studenten oft ganze Jahre seiner kostbaren Studienzeit kosten und deren Resultat schließlich in der Regel sich in zwei Zeilen zusammenfassen läßt. Schon vom zweiten oder dritten Semester an verrennt sich jetzt ein guter Theil unserer Philologiestudirenden in der einseitigsten Weise in derartige grammatische Specialstudien, anstatt sich vor allen Dingen in sämmtlichen philologischen Disziplinen gehörig umzusehen, sich in der Geschichte, der Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte der Völker des klassischen Alterthums heimisch zu machen und viel, möglichst viel von den alten Autoren selbst zu lesen. Wenn man bedenkt, daß mindestens neun Zehntel aller Philologiestudirenden später Lehrer werden, und nur dem kleinen Rest es gelingt, das höchste aller irdischen Ziele zu erreichen und „sich zu habilitiren“, so ist diese Thatsache im Interesse der Betreffenden selbst, vor allem aber auch im Interesse der Schule tief zu beklagen. Kann es als die Vorbereitung auf ein zukünftiges Lehramt betrachtet werden, wenn der Student vier, fünf Semester lang alle freie Zeit, die ihm vom Kollegienhören übrig bleibt, — und wie viel hört denn solch ein stolzer Füngling noch Kollegien, dem schon die „Doktorarbeit“ im Kopfe und die Visitenkarte mit dem Dr. phil. vor dem Namen in der Briefftasche steckt? — darüber versetzt, daß er statistische Untersuchungen über die Rection irgend einer griechischen Präposition oder einer lateinischen Conjunction anstellt? Doctores werden auf diese Weise wohl fertig, aber leider keine Praeceptores. Im Schulamte gehen dann den jungen Doktoren erst die Augen auf über das,

was sie eigentlich hätten lernen sollen, aber leider nicht gelernt haben, im Schulamte, wenn sie dann mühselig auf die sachliche Interpretation eines Schriftstellers sich aus Lübker's „Reallexikon“ oder Guhl und Koner's „Leben der Griechen und Römer“ präpariren müssen wie ein Schülerlein und dort nach einer Einzelheit aus den „Antiquitäten“ — o Welch garstig altmodischer Ausdruck! — suchen, die sie von Rechts wegen aus dem eigenen reichen, zusammenhängenden gegenständlichen Wissen mühelos schöpfen und spenden sollten. Wie verschwindend klein ist an unsern Schulen die Zahl derjenigen Philologen, die im Stande sind, über Fragen aus der alten Kunst ihren Schülern aus dem Stegreife etwas Ordentliches und Nennenswerthes zu sagen! Wie viele laufen herum, die in diesen Dingen die wahren Bananen sind und auf einem geradezu „vorchristlichen“ Standpunkte stehen!

Es sei ferne von uns, jene Sorte von Dissertationen in Bausch und Bogen als nichtig, als bedeutungslos hinstellen zu wollen. Gewiß sind die Studien, die darin niedergelegt werden, oft höchst verdienstvoll; gerade auf dem Gebiete der Grammatik ist noch unendlich viel zu thun, und vielfach sind jene Untersuchungen ohne einen gewissen Scharfsinn nicht auszuführen. Aber wir leugnen entschieden, daß die Universitätsjahre dazu da sind, mit solcher Ausschließlichkeit, wie es jetzt vielfach geschieht, derlei Dinge zu treiben. Wer später im Amte Muße und Neigung dazu hat, sich in philologische Spezialitäten dieser Art jahrelang, jahrzehntelang zu vertiefen — und es kann leicht Jahrzehnte dauern, ehe einer dabei zu nennenswerthen Resultaten gelangt —, der mag es in Gottes Namen thun. Das Resultat des philologischen Trienniums oder Quadrienniums müßte aber doch wahrlich ein anderes sein, als das, was ein großer Theil der philologischen Doctor-dissertationen jetzt bietet. Leider dulden nicht, nein begünstigen die Universitäten diese verkehrte Richtung. Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Und gar mancher Professor betrachtet die Getreuen und Gläubigen, die sich um ihn schaaren, als seine Kärrner, auf deren geduldige und hilfsbereite Schultern er bei seinen eigenen wissenschaftlichen Studien gewisse unbequeme Nebenarbeiten, die er selber auszuführen sich wohl hütet, wälzen zu dürfen glaubt. Es ist das zugleich die bequemste Art, „Schule“ zu machen.

Die vorliegende Schrift erscheint unter den landesüblichen philologischen Doctor-dissertationen wie ein weißer Sperling. Wer das Leben eines so hervorragenden, vielseitigen, anregenden und fruchtbaren Gelehrten, wie Christ es war, zu schreiben auch nur versucht, der ist genöthigt, sich in ganz anderer Weise in philologicis zu orientiren, als einer, der vor der Zeit an dem Texte eines einzelnen Schriftstellers kleben bleibt oder sich in irgend eine grammatische Spezialität verbohrt; er muß die Augen nach allen Seiten hin offen haben,

muß hunderterlei Fragen zu Leibe gehen, in eine reiche Literatur sich einarbeiten, kurz er muß er mag wollen oder nicht, ein gerechter und vollkommener Philologe werden. Aus diesem Grunde haben wir die vorliegende Arbeit mit aufrichtiger Freude zur Hand genommen, und, trotz mancher Schwächen, die ihr anhaften, mit aufrichtiger Befriedigung aus der Hand gelegt.

—rt.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Adolf Rosenberg.

8. Französische Portrait- und Genremaler. — Der Orient und die Landschaft. — Die Kunstindustrie. — Englisches Porzellan und Faience. — Französisches Porzellan.

Die französische Portraitmalerei macht, wenn man von dem glänzenden Gestirne Bonnat's absieht, nicht den blendenden, bestechenden Eindruck, den sie auf der Wiener Weltausstellung hervorrief. Die Portraitmaler Deutschland's und Oesterreich's haben den Franzosen inzwischen die Kunst abgelauscht, Atlas und Spitzen, Seide und Sammet mit überraschender Naturwahrheit zu konterfeien, und da sie den letzteren in der Wiedergabe des geistigen Wesens der darzustellenden Person stets gewachsen, wenn nicht gar überlegen waren, neigt sich heute die Waage stark zu Gunsten Oesterreich's und Deutschland's. Sie würde vollwichtig auf den Boden sinken, wenn nicht auf der anderen Seite Bonnat das Gleichgewicht wiederherstellte.

Bonnat, wie Gustav Richter, Deutschland's erster Portraitmaler, ein Schüler Cogniet's, darf nach seinen letzten Schöpfungen den ersten Bildnißmalern aller Zeiten an die Seite gestellt werden. Im Grunde genommen gründet sich der Anspruch Bonnat's auf solchen Ruhm auf ein einziges Bildniß, das alle seine übrigen Leistungen aufwiegt, auf das Bildniß des ersten Präsidenten der dritten Republik, das gerade zu einer Zeit zur ersten Ausstellung gelangte, wo die Popularität des berühmten Staatsmannes am höchsten gestiegen war. Es war in den erregten Maitagen von 1877, als sich der „Salon“ öffnete und als vornehmstes Meisterwerk das Bildniß des Herrn Thiers zeigte. Wie aus Marmor gemeißelt, aber weit entfernt, hart und kalt zu erscheinen, tritt der Kopf wie ein warnendes Mene tekel aus dem dunklen Fond heraus. Die Lippen sind fest zusammengekniffen, und um den Mund, der sonst so gutmüthig zu lächeln pflegte, sind herbe Falten eingegraben. Die weitgeöffneten Augen